

Ueber den toten Punkt . . .

Die Reichsregierung hat für ihre wirtschaftlichen Maßnahmen eine zwölfmonatige Anlaufzeit gefordert. Selbst freigemeinschaftliche Kreise haben erklärt, daß sie bereit wären, dem wirtschaftlichen Teil des Regierungsprogramms die Chance zuzuwälzen, seine Brauchbarkeit unter Beweis zu stellen. (Earnon auf einer gemeinsamen Kundgebung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes und des Allgemeinen Freien Angestelltenbundes.) Nach einer Wirkksamkeit von knapp fünf Wochen kann ganz gewiß noch kein zuverlässiges Urteil gefällt werden. Die vorerst noch schwachen Anlaufpunkte einer Konjunkturbelebung, wie sie sich auch neuerdings wieder beispielsweise in dem erhöhten Stromablaß des Reichlich-Wirtschaftlichen Elektrizitätswertes und den gestiegenen Reichsbahnentnahmen ausprägen, bedürfen einer pfleglichen Behandlung. Es spricht nach wie vor nichts gegen, oder alles dafür, daß der einmal begonnene Versuch weiter fortgesetzt werden muß. Die Abweisung Weissen des Konjunkturinitiativs hat in ihren neuesten „Konjunkturberichten“ den gegenwärtigen Zeitpunkt als besonders günstig für alle diejenigen Maßnahmen bezeichnet, die der Wirtschaft über den toten Punkt, auf dem sie sich jetzt langsam befindet, hinwegzuhelfen vermögen. Sie hat sogar ausdrücklich betont, daß das Papen-Programm „auf die Vorgänge an den Weltmärkten bzw. die Möglichkeiten, die sich daraus für die deutsche Konjunkturumwicklung ergeben können“ weitgehend zugehimmelt wäre.

Die De-Dibant hat in ihren letzten „Wirtschaftlichen Mitteilungen“ vor den Gefahren eines wirtschaftlichen Wunderglaubens gewarnt, der etwa im Anschluß an die mit dem Wirtschaftsprogramm der Reichsregierung durchgeführten Maßnahmen entfielen und zu einer Untergründung der nach zu überwindenden Schwierigkeiten berufen könnte. In der Tat sind letzten verlebene Warenpreise wieder abgesunken. So hat beispielsweise der amerikanische Weizen einen Tiefstand erreicht, wie er seit 70 Jahren nicht zu verzeichnen war. Auch die internationalen Wären haben die Aufwärtsbewegung der vergangenen Wochen nur zögernd fortgesetzt und sind teilweise sogar wieder schwächer geworden. Alle diese Hemmungsmomente zeigen aber nur die Schwierigkeiten, mit der die Konjunkturbelebung aus jahreszeitlichen Gründen und aus Ursachen, die bei jeder Krisenüberwindung wirksam werden, zu rechnen hat. Als im Verlauf des Jahres 1932 der wichtigste Ausweg in Deutschland zunächst hoch anliegend war, es für jeden unbefangenen Beobachter klar, daß die Konjunktur einfach nicht mehr zu finanzieren war. Die erheblich angewachsenen Lagerbestände und Effektenverpflichtungen mußten abgebaut werden. Damit kam auch international das Rad einer rückgängigen Entwicklung ins Rollen, die in Deutschland schon einige Zeit vorher ihren Anfang genommen hatte. Die harte Verbilligung des Geldmarktes in Newyork, London und Paris ließ die Erwartung als berechtigt erscheinen, daß eine Umprogrammierung auch international gegeben sei. Schließlich ist es auch wirtschaftlich bedeutsam, daß die amerikanischen Reichsbanknoten in dieser Woche eine Entwertung bringt, die dazu beitragen wird, auch in U.S.A. die politische Unsicherheit zu befestigen.

Seit einigen Tagen hatte sich unter dem Einfluß der starken Geldmarktschwächung ein erneuter Rückgang der amtlichen Wirtschaftszahlen abgezeichnet. In Danemark, Polen, Spanien und Ungarn. Die Bank von Frankreich und die Deutsche Reichsbank sollten folgen. Alle Verluste, eine weitere Verminderung des überhöhten Zinsniveaus herbeizuführen, scheiterten zunächst an der erneuten Abschwächung des englischen Pfundes, was es für eine Diskontenerhöhung im Ermessung gezogen. Vielfach sind diese Bestimmungen nur Augenblicksmaßnahmen, die bei veränderter Sachlage rasch überholt sein können. Die Entwertung des Reichsnotendens wird ebenfalls eine Herabsetzung des amtlichen Zinsfußes rechtfertigen.

Zwischen dem Reichsfinanzministerium und den Ländern hat dem Deutschen Städtetag schwaben seit einiger Zeit Verhandlungen, in deren Mittelpunkt die finanziellen Schwierigkeiten der Gemeinden stehen. Der den Städten gebührende Zuschuß für den Unterhalt der Wohlfahrtsverbände hat sich als nicht ausreichend erwiesen. Die Gemeinden berufen sich darauf, daß der Entlastung der Arbeitslosenversicherung durch Neueinstellungen ein Anwachsen der kommunalen Wohlfahrtsstellen gegenübersteht. Trotzdem will sich das Reich nicht zu einer Gewährung zusätzlicher Unterhaltensaufwendungen bereitfinden. In einschüchternen streifen legt man sich dafür ein, den Gemeinden auf dem Lebensweg über ein neues zinsliches Arbeitsbeschaffungsprogramm zu helfen. Gegen dieses Projekt müssen nach wie vor Bedenken geltend gemacht werden. Das Engagement einer Investitionskonjunktur für vor allem davon abhängig, daß aus der laufenden Kapitalneubildung genügend Mittel zur Verfügung stehen. Wenn die öffentliche Wirtschaftstätigkeit höher, ist nach den neuesten Befragungen des Statistischen Reichsamtes wieder einmal eindringlich unter Beweis gestellt worden. Die regelmäßig veröffentlichten Ueberichten über die Entwertung des deutschen Volkseinkommens ergaben nämlich für 1931 einen Ertragsrückgang aus der primärspezifischen Handels- und Gewerbetätigkeit um 38,4 Prozent (bei einer Verminderung des Lohn- und Gehaltseinkommens um 23,8 Prozent), während die öffentlichen Erwerbsentfänge nach einem Gewinnabfall von 1,3 Milliarden RM. (im Jahre 1930) im vergangenen Jahre mit einem Verlustabfall von 2,2 Milliarden RM. abblieben. Trotz fleißiger Bezugszunahme und anderer Befragungen haben

man also die orientierten Erwerbsunternehmungen in der Krise am allergeringsten zu bekämpfen vermocht. Dieses katastrophale Ergebnis der wirtschaftlichen Betätigung der öffentlichen Hand weist wirklich nicht zu einer Fortsetzung planwirtschaftlicher Bestrebungen. Die deutsche Konjunkturbelebungsmaßnahme wird, wie die Entwicklung der letzten Wochen deutlich erkennen läßt, nachdrücklich nur durch eine Wirtschaftspolitik gefördert werden können, die sich die wirksame Einmählung privater Initiative zum Ziele setzt.

Gustav-Adolf-Fest in Leipzig

Begrüßungsansprache des Oberbürgermeisters Dr. Goerdele, Leipzig, 7. November.

Die Feierlichkeiten zur dreihundertjährigen Wiederkehr des Todeslages Gustav Adolfs wurden durch eine vom Rat der Stadt Leipzig veranstaltete Gedenkfeier im großen Festsaal des Rathauses eingeleitet, an der Kronprinz Gustav Adolf von Schweden und seine Gemahlin teilnahmen. Vertreter des finnischen Reichsoberverwesers war General Freiherr von Mannerheim erschienen. Die königliche Armee hatte eine Abordnung von ledigen Offizieren und neuester Unteroffizieren mit achtzehn Fahnen entsandt, die finnische Armee eine Abordnung von lieben Offizieren, zwei Unteroffizieren mit zehn Fahnen. Von deutschen Persönlichkeiten nahmen neben Vertretern der evangelischen Kirche auch der Episkopat der Evangelischen Kirche und Generalleutnant Freiherr von Hammerstein-Equord, an der Feier teil.

Die Begrüßungsansprache hielt Oberbürgermeister Dr. Goerdele. Dr. Goerdele wies in seiner Ansprache auf die innere Verbundenheit der Stadt Leipzig mit der historischen Persönlichkeit des großen Schwedenkönigs hin und betonte, Gustav Adolf sei uns ein Vorbildereferent für die Schlucht germanischer Wälder nach der Einheit des Geistes des Gemütes und des praktischen Lebens. Gustav Adolf sei Träger der besten Eigenschaften, der dem deutschen und den schwedischen Völkern, ja den Menschen überhaupt die Freiheit des Geistes und des Blutes bewahrt hat. Er habe aber auch Grund gelegt für das irrtümliche Nebeneinander aller

Ein Tag bitteren Gedankens!

Europa-Malmö zehn Jahre abgetrennt. Berlin, 7. November.

Am Sonntag jäherte sich zum zehnten Male der Tag, an dem die neue deutsch-baltische Grenze, durch die die Kreise Eupen und Malmö Belgien zugehört wurden, Gültigkeit erlangte. Die Behinderung der Bevölkerung in den Kreisen Eupen, Malmö und St. Vith ist für sich erst wieder durch das Ergebnis der Gemeindefürsorgevereine im Sinne des Zusammengehörigkeitsbewußtseins mit dem Deutschen Reich und Volk in Erlöschung getreten.

Der Landesverband Mittelrhein des Vereins für das Deutschtum im Auslande, der ursprünglich anlässlich dieses Datums eine größere Kundgebung geplant hatte, hielt im Hinblick auf die Hauptprojahmungen der öffentlichen Unternehmung 1933 toll aber unter Mitwirkung eines bekannten Ganganvereins aus dem Eupener Kreise eine Gedenkfeier stattfinden, die auch vom Rundfunk übertragen werden dürfte.

Winterbeschäftigung im Arbeitsdienst

Berlin, 7. November.

Seit Ende 1930 werden von der Reichsanstalt für Arbeitsbeschaffung in veränderten Umfang von berufliche Bildungsmaßnahmen für jugendliche Arbeitslose durchgeführt. Am Haushaltsjahr 1931-32 wurden dadurch rund 330 000 jugendliche Arbeitslose erfasst.

Der Präsident der Reichsanstalt hat jetzt in einem Erlaß an die Landesarbeitsämter und Arbeitsämter auf die Notwendigkeit hingewiesen, diese Maßnahmen auch im Winterhalbjahr 1932-33 in dem bisherigen Umfang unter noch stärkerer Betonung der praktischen Mitarbeit fortzuführen.

Nach den bisher gemeldeten Erprobungen müssen die Lehrgänge für junge Arbeiter mehr Werkstattarbeit als Schule sein. Während sich die Reichsanstalt wie bisher der Pflege der beruflichen Kräfte in der arbeitslosen Jugend widmen wird, muß die kulturelle, sportliche und jugendpflege reiche Betreuung erhalten werden.

In dem gleichen Erlaß geht der Präsident der Reichsanstalt auf die Notwendigkeit ein, den Jugendlichen, die in Folge winterlicher Unterbrechung oder Beendigung der Arbeit oder wegen Ablauf der Förderungszeit aus dem Freiwilligen Arbeitsdienst ausscheiden müssen, die Möglichkeit zu geben, ihren Tätigkeitsstellen an anderer Stelle einzutreten. Die berufliche Beschäftigung der Jugendlichen als Aufzug-Einrichtung für die auscheidenden Arbeitsdienstwilligen bezeichnet. Die Vorherrschen der Arbeitsämter werden beauftragt, sich in den kommenden Wochen um die Verwirklichung auscheidender Gemeindevorteil zur Eingliederung der auscheidenden Arbeitsdienstwilligen in Werkstattarbeit zu bemühen.

Da im Freiwilligen Arbeitsdienst in der Regel berufliche fremde Arbeit geleistet wird, erscheint es folgerichtig, die Jugendlichen nach Beendigung oder bei Unterbrechung der Arbeiten aus Witterungsgründen durch berufliche praktische Beschäftigung vermittlungsfähig zu erhalten. Den Wert dieser Maßnahmen kann eine produktive Zielsetzung dadurch gehen werden, daß im Hinblick auf schrittweise Liebessarbeiten Gegenstände hergestellt werden, die in der Kurier- oder im freiwilligen Arbeitsdienst gemeinnützig Verwendung finden können.

Die Rechtsangleichung

Oesterreichs bejahende Standpunkt. Berlin, 7. November.

Auf die Erklärungen der juristischen Fakultäten der Deutschen und österreichischen Universitäten zur Frage der Rechtsangleichung, die am 30. Juni den beiderseitigen Regierungen überreicht wurden, ist nunmehr folgendes Schreiben des Bundeskanzlers Döllfus eingegangen:

„Die österreichische Bundesregierung begrüßt die mit dem Schreiben vom 30. Juni 1932 mitgeteilte Entschleunigung von rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten der österreichischen Hochschulen, wonach die Arbeiten zur Angleichung des österreichischen und des deutschen Rechtes fortgesetzt werden sollen.“

Sie hat den Angleichungsarbeiten seit jeher das größte Augenmerk zugewandt und kann darauf verweisen, daß schon auf verchiedenen Gebieten in dieser Richtung Erfolg erzielt wurde, und daß eine weitere Reihe bedeutungsvoller gemeinsamer Arbeiten wie im Urheber- und Ausgleichsrechte vor sich abzuzug ist.

Die Bundesregierung empfindet es daher mit besonderer Beugung, daß sich die rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten sowohl in Oesterreich als auch im Deutschen Reich zur tätigen Mitwirkung an diesen Arbeiten, die von der Oesterreichisch-Deutschen Arbeitsgemeinschaft nachdrücklich unterstützt werden, bereit erklärt haben.“

Zollfrieden mit der Schweiz

Berlin, 7. November.

In Bern ist den deutschen Gesandten Dr. Adolf Müller und Geheimrat Baumann für Deutschland sowie durch Bundesrat Schulthess und Direktor Stuck für die Schweiz ein neues Abkommen unterzeichnet worden, das die dringenden Fragen des deutsch-schweizerischen Wirtschaftsverkehrs regelt.

Das Abkommen erstreckt sich auf den Juni und Juli bereits getroffenen Vereinbarungen. Es bringt auf dem Zollgebiete Erleichterungen für den Reich durch Touristen in der Schweiz und für die Bezahlung schweizerischer Ware durch deutsche Importeure. Für eine Anzahl schweizerischer Exportprodukte ist eine Herabsetzung der deutschen Zölle vorgesehn, während die Schweiz neben einigen Zollermäßigungen für eine Reihe deutscher Waren erhöhte Kontingente zugewiesen. Das Abkommen wird vom 17. November 1932 ab vorläufig angewendet werden und zunächst bis 31. März 1933 in Kraft bleiben. Weitere Mitteilungen können erst gemacht werden, wenn das Abkommen den beiden Regierungen zur Genehmigung vorgelegen hat.

Neues Sicherheitsregime gefordert

Toulon, 7. November.

Der französische Ministerpräsident Herriot sprach am dem Parteitag der Radikalsozialisten in Toulouse über die Verträge und die Abweisung. Um einzelnen führte Herriot aus, wenn man bedachte, daß England 1914 in den Krieg gezogen ist, „weil es die Neutralität Belgiens garantiert“ hat, dann habe man nicht das Recht, an der englischen Interdikt zu zweifeln. Der Friede würde in weitem Ausmaß gefährdet sein, wenn alle Unterherrschaften den gleichen moralischen Wert hätten, den England der feindlichen gegeben habe. Aber Locarno bedeute nicht alles. Dieser Herriot kritisierte nicht den Brand, sondern die Bausachen für den Vertrag. Dieses geschah vom 8. 11. 32. der „abstrakt“ Stellen“ enthalte, die die amerikanischen Delegierten selbst zu ergreifen müßten.

Herriot ging dann auf die Frage der Gleichberechtigung ein und erklärte, diese Frage ist „ein Beweis für den Mangel des guten Glaubens“. Zu dem Inhalt der deutschen Note habe er gemurmelt: „Nein, Frankreich werde niemals nichts als ein Bündnis der Gleichberechtigung habe er einfach auf seine Erklärung in Genf verwiesen.“

„Rechtsgleichheit, ja, aber Herriot dann fort, aber nur wenn die Formel die Absicht in sich schließt, ein spätere Regime gemeinsamer Sicherheit einzuführen. Wenn die Formel aber nur Absichten zur Ausführung und zur Befestigung der Anglistreitkräfte werde, dann nein!“

Zu dem „konstruktiven Plan“ bemerkte Herriot, Frankreich habe das Notwendige verlangt, aber nichts Ueberführbares. Jetzt müsse man die Antworten abwarten. „An alle über die, die Frankreich des Imperialismus bezüch tigen! Aber würde eine Sympotomie? Frankreich, so be teuerte Herriot dann, würde nur den Frieden.“

Der Kongress nahm darauf eine Entschleunigung an, die bejagt, daß Frankreich die Völkerpolitik bejah und an der Annäherung der Völker arbeiten wolle. Sie spricht der letzten Regierung das Vertrauen aus, daß sie die Abtragungsforderungen zum guten Ende führen werde, die eine Entspannung unter den Nationen bringen und die Rechtsgleichheit die Sicherheit eines jeden Landes sicher stelle. Eine zweite Entschleunigung besah, ein Mißerfolg der Abtragungsforderungen würde die schwersten Gefahren für die Sicherheit Frankreichs mit sich bringen und möglicher weise die „Anfälligkeit“ Deutschlands nach sich ziehen. Es fordert wird eine allgemeine, allmähliche und kontrolliert Abrüstung.

Wendung im Fernen Osten?

Totio, 7. November.

Wie die japanische Zeitung „Yomiuri“ mittelt, hatte der japanische Botschafter in Moskau, Hirota, vor seiner Abreise nach Totio mit Karaden, dem Leiter der Ostasienden Abteilung im russischen Außenministerium, eine längere Unterhaltung. Karaden machte dem japanischen Diplomaten dabei folgenden Vorschlag:

1. Die Sowjetregierung ist bereit, in Verhandlungen über den Verkauf ihres Anteils an der östlichsteischen Bahn an den Manchujureisenfall zu treten.
2. Die Zahlung hat in barem Geld zu erfolgen.
3. Die Verantwortung für die neue Lage auf der ostasiatischen Bahn gegenüber China und den ausparigen Staaten hat der Manchujureisenfall voll und ganz auf sich zu nehmen.

Das Leben im Wort

Nr. 45

★ Unterhaltungsbeilage ★

1932

ROMAN VON L. SANDEN *Am Scheidewege*

5. Äußerste Fortsetzung

„So,“ sagte Frau Peuter und sah von ihrem tiefen Korbsessel mit den blauweiß gestreiften Kisseln behaglich zu, wie es ihrem jungen Gaste schmeckte, „nun langen Sie mal ordentlich zu, Kindechen. Haben Sie schon von der Hagebuttermarmelade probiert? Geheimrezept von mir, wird nur für besonders liebe Gäste herausgeholt.“ Margot legte ihren Eierlöffel hin und sah Frau Peuter mit dankbaren Augen an: „Sie sind so gut, so unendlich gut zu mir,“ sagte sie leise, „ich weiß gar nicht womit ich das verdient habe.“

Da unterbrach sie sich, heiße Röte stieg ihr in die Wangen, denn Horst Wallner kam mit schnellen Schritten durch den Garten. Ein fröhliches Lächeln lag auf seinem energischen Gesicht, als er das junge Mädchen neben Frau Peuter erblickte, die sich beim Anblick Wallners erhob.

„Guten Morgen, Fräulein Margot,“ er schüttelte der Verlegenen kräftig die Hand, „guten Morgen, meine liebe Mutter Peuter, haben Sie noch eine Tasse Kaffee für mich? Ich habe einen tüchtigen Galopp hinter mir,“ er sah auf seine etwas bestaubten Reitstiefel herab, „da hat es Durst gegeben. Nun will ich schnell noch einen kleinen Imbiß nehmen, ehe es an die Arbeit in die Fabrik geht. Aber warum laufen Sie denn davon, Mutter Peuter? Ich bin doch kein Schreckgespenst, daß man mich fliehen muß. Oder finden Sie das, Fräulein Margot?“

Margot vermochte nicht zu antworten. Das Zusammensein mit Horst Wallner versetzte sie in eine tiefe Verlegenheit und eigentümliche Unruhe. Sie vermochte dem lachenden Blick seiner klaren, klugen Augen nicht zu begegnen.

Aber Frau Peuter sagte mit einem spitzbübischen Lächeln, das ihr gutes Gesicht plötzlich ganz jung und übermütig erscheinen ließ:

„Gestern Abend sind Sie davongelaufen, Herr Wallner, weil ich einen Plausch mit unserm lieben Gaste machen sollte. Jetzt tue ich das gleiche — denn ich meine, daß man mit dem kleinen Fräulein einmal seine Zukunft bereden sollte — und dazu scheinen Sie mir mehr geeignet als ich.“ Damit nickte sie Wallner zu und verschwand.

„Aber nehmen Sie doch Platz, Fräulein Margot,“ bat Horst, als Margot immer noch tief errötend stehen blieb, „Sie werden mir doch nicht die Ruhe aus dem Hause tragen. Würden Sie so lieb sein und mir Kaffee einschenken?“

Er sah, er mußte Margot von ihrer Verlegenheit befreien. Und das geschah am besten, wenn er sie um eine kleine Handreichung bat. Mit Wohlgefallen sah er zu, wie geschickt und lautlos Margot ihn bediente, wie sie ihm nach einer leisen Frage ein Brötchen zurecht machte, es zierlich belegte und ihm reichte. Er sah auf ihre schmalen, gutgeformten Hände mit den länglichen, sanft glänzenden Nägeln. Wie anmutig die Bewegungen der langen, schmalen Finger waren, wie reizvoll die Neigung des schmalen Kopfes, der sich nun aufmerksam über die Kaffeekanne neigte, um ihm nochmals die Tasse zu füllen. Das war ein Frühstück, wie er es lange nicht erlebt. Und bald gelang es auch seiner Gewandtheit, die Scheu von Margot zu nehmen. Er erzählte von sich selbst, sprach von seiner Fabrik, von seinen Liebhabereien, dem Garten, der Rosenzucht — und von seinem

Reitpferd Cassio, auf das der schöne Niredaleterrier, der neben ihm lag, immer eifersüchtig wäre. Und als ob Senta, der Hund, verstände, daß man von ihm sprach, richtete er sich auf und legte schmeichelnd seinen schönen Kopf auf das Knie seines Herrn. Dann ging er langsam und bedächtig um den Tisch herum, um sich zu den Füßen Margots niederzuliegen.

Margot beugte sich und streichelte das schöne Tier, das ein wohlgefälliges leises Pfaffen ausstieß und lebhaft mit dem Schwanz wedelte.

Es war ein anmutiges Bild, das sich den entzückten Augen bot: Die schlanke Gestalt in dem lichten, einfachen Kleidchen mit dem weißen kindlichen Krägeln, das lichte Haar, auf dem die Sonne spielte — das liebe und feine Oval des Gesichtes — es war eine Frühstücksstunde, wie er sie noch nie gehabt. Und ganz leise und sehnüchlich tauchte der Gedanke in ihm auf, daß es endlich Zeit wäre, Schluß zu machen mit der Junggesellen-einsamkeit.

„Ellen,“ ging es ihm durch den Sinn. Aber eigentümlich, er vermochte sich Ellen auf einmal nicht hierher zu denken. Irigend etwas wollte da nicht zusammenklappen.

Ob es vielleicht schöner und beglückender war, mit einem Menschen durch Liebe verbunden durchs Leben zu gehen? Besonders, wenn dieser Mensch so reizvoll wäre wie diese Margot Körner?

Aber er schalt sich ob dieser verwirrten Gedanken. Das fiel ihm denn ein, hier zu träumen wie ein Knabe? Er kannte ja diese Margot kaum — und die Situation, aus der er sie befreit hatte, war alles anders als dazu angetan, Liebesgedanken nachzuhängen. Dies junge Menschenherz rang ja noch mit einer schweren, schweren Erfahrung; wenn er ihr Vertrauen in seinem ersten Aufkeimen erschüttern wollte, durfte er ihr nichts sein als ein hilfsbereiter Freund. Aber schwer war es doch angesichts so vieler Goldseligkeit, sich und das heiße Aufwallen des Blutes im Zaume zu halten. Aber Horst Wallner hätte nicht er selbst sein müssen, wenn er sich und seine Gedanken nicht bald wieder in die Gewalt bekommen hätte. Er hatte eine eiserne Energie. Nachdem er die Frühstückstasse fortgeschoben und sich eine Zigarette angesteckt — Margot hatte abgelehnt, sie rauchte nicht, was ihn auch angenehm berührte — sagte er:

„Und nun,“ mein kleines Fräulein, „wollen wir einmal über Ihre Zukunft reden — das heißt nicht über diesen famosen Herrn Fritz, von dem ich hoffe, daß er allmählich für Sie so gleichgültig werden wird, wie er es verdient.“

Mit vertrauensvollem Blick sah Margot zu Horst auf. „Ich muß nur Zeit haben, Herr Wallner, seit heute morgen, als ich beim Erwachen einen Blick in diesen herrlichen Park tun durfte, ich weiß nicht, wie ich es Ihnen schildern soll, auf einmal hatte ich das Empfinden, als wäre das Leben doch noch zu schön, um es fortzuwerfen.“

„Das ist ein gutes Wort,“ Fräulein Margot, „das habe ich gewünscht und gehofft, als ich Sie gestern vor dieser Unbesonnenheit bewahrte.“

„Und wem verdanke ich es, daß ich wieder zur Besinnung kam?“ fragte sie leise, „doch nur Ihnen, Herr Wallner. Durch Sie und Ihre Güte, und durch die Güte von Frau Peuter habe ich wieder an die Menschen glauben gelernt.“

„Armes Kind“ ein mitleidiger Blick streifte ihr ernstes Gesicht — bei sich dachte er: „Ein einziges solches Erlebnis kann eine Mädchenseele für immer vernichten — und die große Schuld, die viele Männer durch leichtsinnige Liebesbetuerungen auf sich luden, kam ihm zum ersten Male jetzt so recht zum Bewußtsein. Auch er hatte oft genug schnelle Liebesbände geknüpft, um sie ebenso schnell wieder zu lösen. Freilich, niemals hatte er sich brutal und in Zorn getrennt — und die Art, die er an diesem Fritz Stütze belauscht, war infam. Aber dennoch, wer konnte wissen, wie tief man selbst eine liebende Mädchenseele verwundet — wie weit man Unrecht, ohne es zu wollen, begangen?“

In dieser Stunde schwor Horst Wallner es sich zu, nie mehr gedankenlos sich einem Mädchenherzen zu nahen. Freilich, je mehr er Margots zarte, liebliche Gestalt mit seinem Auge umfaßte, um so stärker wurde das Ahnen: sie hier und keine andere wäre die Frau, die ihn für immer fesseln könnte, nicht Ellen mit ihrer unbeugsamen Herrschsucht. — Da war er schon wieder ins Träumen geraten. Gewaltfam raffte er sich auf:

„Also, Fräulein Margot, was denken Sie nun zu tun?“
„Stellung suchen.“ Herr Wallner. „Und gebe Gott, daß ich eine finde, damit ich nicht nur mich durchbringe, sondern auch meine Mutter.“

Sie schrak zusammen, „die Mutter, o mein Gott, wie konnte ich sie so lange vergessen? Hoffentlich hat sie sich nicht zu sehr geängstigt.“

Margot wollte eilig aufspringen, aber Wallner hielt sie mit einem gütigen Lächeln zurück: „Das gibt es nicht, Fräulein Margot, daß Sie mir hier unsere gemütliche Plauderstunde verkürzen. Sie brauchen sich Ihrer lieben Mutter wegen nicht zu beunruhigen. Frau Peuffer hat ihr in meinem Namen ein paar Zeilen geschrieben, daß Sie wegen einer neuen Stellung verhandeln und zu einer Probearbeit nach auswärts gereist sind. Verzeihen Sie diese kleine Notlüge, aber wir dachten, sie wäre in diesem Falle richtig, um Ihrer Mutter Sorgen und sich Vorwürfe zu ersparen.“

Mit einem Aufschluchzen hatte Margot Horst Wallners Hände ergriffen, und ehe er es verhindern konnte, fühlte er ihre heißen, bebenden Mädchenlippen auf seiner Hand.

„Sie sind so gut,“ flüsterte sie leise.

„Unsinn,“ erwiderte Wallner und versuchte seiner Stimme einen schroffen Ton zu geben, um die Weichheit niederzukämpfen, die ihn ergriffen, „nun lassen Sie uns einmal ganz sachlich und vernünftig reden, Fräulein Margot. Sie wollen sich eine Stellung suchen. Was können Sie? Was haben Sie gelernt? Wie ist Ihre Vorbildung?“

Margot hatte sich gefaßt. Der sachliche, ruhige Ton des Mannes führte sie in die Wirklichkeit zurück. Sie schilderte dem aufmerksam Zuhörenden ihren Werdegang, der sie nach der Verarmung der Eltern und dem Tode des geliebten Vaters von der höheren Schule in den kaufmännischen Beruf geführt. Sie war drei Jahre lang Sekretärin in einer angesehenen Firma gewesen, bis sie jetzt wegen schlechten Geschäftsganges abgebaut worden war.

Horst Wallner dachte nach:

„Und wenn ich Ihnen in meinem eigenen Betrieb einen Posten schaffen würde,“ fragte er gedankenvoll — aber er sah, daß eine heiße Röte über Margots Gesicht glitt.

„Das ist so gütig von Ihnen, Herr Wallner,“ ihre Stimme klang bang, „aber verzeihen Sie mir, es ist besser, wenn —“

Sie vollendete nicht und sah verwirrt an Horst Wallner vorbei. Da sagte er schnell:

„Nein, Sie haben recht, Fräulein Margot, es ist vielleicht besser, wenn ich Sie anderweitig unterbringe, ich habe gute Beziehungen, es wird mir schon gelingen. Sie haben es ja nicht so eilig. Und Sie können doch ein paar Tage hier draußen unter der Obhut meiner treuen Mutter Peuffer den schönen Frühling genießen.“

Leise schüttelte Margot den Kopf: „Es ist besser für mich, Herr Wallner, wenn ich bald in die Arbeit komme. In der Arbeit lernt man am ehesten vergessen.“

Ein bitteres Gefühl stieg in Horst Wallner auf. Wie sehr sie doch an diesem widerwärtigen Burtschen, dem ehemaligen Bräutigam, hing! Nicht einen Tag wollte sie zugeben, nur um gleich sich in die Arbeit zu stürzen, nur um gleich vergessen zu lernen. Horst Wallner ahnte nicht, daß Margot bei ihren Worten nicht mehr an ihren Bräutigam gedacht, sondern daß vor ihren Gedanken er selbst stand. Margot, aber fühlte mit tiefem Erschrecken, daß Horst Wallner den Schmerz um Fritz in ihr zurückdrängte.

Barmherziger Gott, — dachte sie, und unwillkürlich krampften sich ihre Hände zusammen, — soll ich mit der einen Liebe fertig werden, um in einer neuen unglücklich zu sein? Denn das fühlte sie genau, einen Mann wie Horst Wallner würde man nicht vergessen können. Es gab nur eins für sie — Flucht von hier, von dem gütigen, vornehmen Manne — Flucht in die Arbeit.

„Also schön,“ sagte Horst Wallner nach einer kurzen Pause, „wenn Sie es durchaus so wollen, will ich nicht dawiderreden. Aber lassen Sie mich Ihnen doch wenigstens eine Empfehlung mitgeben, damit Sie es nicht so schwer haben. Sie wissen doch selbst, daß es heute fast unmöglich ist, eine Stellung zu finden.“

„Das weiß ich, Herr Wallner. Aber ich bitte Sie, lassen Sie es mich erst selbst versuchen, dann werde ich vielleicht auch mehr Vertrauen zu mir selbst gewinnen.“

„Aber versprechen Sie mir das eine, Fräulein Margot, wenn Sie nicht weiter wissen, wenden Sie sich an mich, nicht wahr? Und nun habe ich noch eine Bitte. Berichten Sie mir heute mittag, was Sie erreicht haben. Ich werde Sie um drei Uhr am Restaurant Deffers erwarten. Nein, keine Widerrede. Diese Freude werden Sie mir doch wenigstens machen, daß ich heute einmal mein Mittagessen mit einer netten jungen Dame einnehmen kann.“

Horst Wallners Augen waren so bittend. Sein kluges, scharf geschnittenes Gesicht so voll Güte, daß Margot nicht widerstehen konnte.

„Ich verspreche es Ihnen, Herr Wallner. Vielleicht habe ich Ihnen dann schon etwas Schönes zu melden. Nun aber muß ich wirklich fort. Erst zur Mutter und dann auf Stellungsuche.“

Sie erhob sich. Horst Wallner gab ihr herzlich die Hand. Er begleitete Margot zur Garderobe, wo ihr kleiner Sommerhut hing, und schritt neben ihr durch den blühenden Garten der Pforte zu.

— (Fortsetzung folgt.)

„IM RIED“ VON FRIES

Wallendes, wiegendes, wogendes Rohr
flüstert mir fliehende Flut in das Ohr,
rauschest und raunest in rastlosem Takt.
Hat dich die Furcht vor dem Feinde gepackt?

Klagend und zagend klingt die Melodei,
stampft hier der störrische Sturmwind vorbei,
zaust dir und zerret dein zierlich Gewand
wo er nur immer am Ufer dich fand.

Frost hat dein feines Gefieder zerplückt,
hat dich umspinnen, zerzaust und geknickt.
Heule nun, Herbstwind, dein herrisches Lied
über dem Rohr, das zerbrochen im Ried!

Zwei Lebenswege

Von A. Schende

Als Kurt im Gedränge der Straße, seine Aktenmappe unter dem Arm, etwas ermüdet seinem Zuhause zustrebte, prallte er mit einem großen, breitschultrigen Herrn zusammen. Eine kurze Entschuldigung — dann wollten sie aneinander vorüber. Klöglich stüßten beide — dann ging ein erkennendes Lächeln über ihre Züge.

„Kurt Seiffert, du?“

„Herbert Kleist?“

Beide einstigen Schulfreunde schüttelten sich die Hände.

„Wie die Zeit vergeht, Herbert, sind es wirklich 25 Jahre, seit wir die Schule verließen und dann nichts mehr voneinander hörten? Welch ein Zufall fügt es, daß wir uns nunmehr in die Arme laufen. Da müssen wir mehr voneinander wissen.“

„Hast du etwas Zeit? Dribben trinken wir ein Glas Bier zusammen. Komm Kurt!“ — Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er den Arm des Jugendgefährten und zog ihn mit sich fort. — Das ist immer noch Herberts impulsive herzliche Art, dachte der andere.

„Wie ist dir's ergangen?“

„Danke, danke! Ich bin damals bald nach unserer Pennälerzeit gleich ins Ausland gekommen — Uebersee, Java, dann Amerika, San Franzisko, New York. Jetzt bin ich aber schon Jahre wieder hier und Inhaber der Firma Kleist & Sendemann. Tolle Zeiten jetzt. Bin viel unterwegs. Nächste Woche muß ich wieder nach London. Ich wohne hier in der Nähe auf meinem Landsitz, knapp dreiviertel Stunden mit dem Wagen — doch nun zu dir.“

Herberts Augen ruhten fragend auf seinem Gegenüber.

„Von mir ist nicht viel zu erzählen,“ meinte Kurt, „ich bin Bankbeamter, trat damals nach der Schule gleich bei der S.-Bank ein und bin, Gott sei Dank, vom Abbau verschont geblieben. Aber das Leben jetzt mit Kürzungen und wieder Kürzungen ist schwierig geworden. Bin verheiratet, habe zwei Kinder, von 15 und 12 Jahren. Wir wohnen draußen in einem Siedlungshäuschen — meine ganze Freude ist mein kleiner Garten, in dem ich meine Abende verbringe. Unser Leben ist nicht glänzend, nein — aber ich denke oft, daß viele es noch schwerer haben. Hast du von andern Mitschülern gehört? Vom langen Meyer usw. —“

Erinnerungen tauchten auf. „Weißt du noch? Weißt du noch? —“ Dieselbe Frage ist's, die immer wiederkehrt, wenn des Zufalls Wille Menschen zueinander führt, die ihren Lebensmorgen gemeinsam lebten. Sie erinnerten sich ihrer Jugendstreiche, ihrer Tanzstundenliebe, ihrer Lebensstränge, die damals noch vor ihnen lagen.

„Du wolltest eigentlich Musik studieren, Herbert, und ich wollte als Forschungsreisender in die weite Welt. Weißt du noch die langen Spaziergänge abends am Wall, wenn wir in der Zukunft lebten, wenn wir große Reden führten und uns mit der Welt auseinandersetzen?“ sagte Kurt. „Es ist anders

gelommen, ganz anders“, meinte er sinnend. „Aber du hast wenigstens etwas von der Welt gesehen.“

„Ja, das ist wahr! Ich werde dir meine Sammlung zeigen, habe so allerlei mitgebracht. Musikinstrumente aus aller Welt, das ist mein Stedenpferd. Du mußt mal mit zu mir hinauskommen, Kurt; ich freue mich, alter Junge, daß wir uns getroffen haben. Es ist nett, von alten Zeiten zu plaudern, meine Jugend war die schönste Zeit in meinem Leben. Weißt du was, morgen, Sonnabend abend, nehme ich dich mit zu mir nach Haus, dann können wir nach Herzenslust alte Erinnerungen tauschen — abgemacht — überlege nicht lange. Ich erwarte dich morgen 6 Uhr auf dem Bahnhofplatz.“

Kurt schwante noch etwas — dann schlug er ein. Sie zählten, Herbert stieg in einen Wagen, er mußte zu einer Besprechung und winkte dem Freunde noch lächelnd zu.

Die Untergund führte Kurt nach Haus. Sie war überfüllt. In fürchterlicher Enge stand er den ganzen Weg. Und dachte voll leisem Reid an den Freund, der jetzt voller Sorglosigkeit in seinem Wagen saß.

Wie vertraut war die gemeinsame Vergangenheit und wie fremd ist uns die Gegenwart, dachte er. Nüchtern und einfürmig verläuft mein Leben gegen das des Freundes — jedes Jahr drei Wochen Sommerreise an die See, ist die einzige große Abwechslung. — Sonst bleibt nur Arbeit und sich einschränken müssen — und einst vor guten zwanzig Jahren träumten wir dieselben Träume, sahen voller Erwartung dem Leben entgegen, das bunt und geheimnisvoll vor uns lag. Hatte er nichts anderes von der Zukunft erwartet, als diese friedliche, ewig gleichförmige Melodie des Lebens? War das Schicksal ungerecht, das seine Gaben überreich an seine Liebste vertheilte und andere im Schatten ließ? War es ihm nicht manches schuldig geblieben?

An der Gartentür sprangen ihm seine Kinder entgegen. Flüchtiger als sonst begrüßte er die Seinen. Seine Frau freute sich mit ihm über die geplante Fahrt, Maria war ein guter Lebenskamerad, sie lebten in harmonischer Ehe. Aber Kurt war heute unzufrieden mit sich und seinem Schicksal. Immer wieder verglich er Herberts glänzendes Leben

mit seinem eigenen, das in so bescheidenem Rahmen abließ. Sein Heim schien ihm eng, sein Horizont begrenzt, seine Lebensmöglichkeiten ungenügend. Hatte nicht auch er von der Ferne, den Wundern der Welt geträumt? Sein seelisches Gleichgewicht kam etwas ins Wanken.

Die Fahrt verlief programmäßig. Die Jugendfreunde verstanden sich gut, trotzdem ihre Interessen, ihre Lebensumstände verschiedenen waren.

Kurt war entzückt von dem geschmackvollen Heim, dem großen Garten. Im Hause des Freundes allerdings herrschte eine kühle Atmosphäre; kein herzliches Wort klang auf, die Gatten lebten scheinbar nebeneinander, von Herberts Frau, einer eleganten Dame Ende der Dreißig, ging eine frostige Kühle aus. Das Kind — ein 11jähriger Knabe, an dem beide Eltern leidenschaftlich hingen, war sehr, sehr zart. — Ein Anglikaner. Ewig kränkelnd verbrachte es den Winter stets im Süden, in teuren Kinderheimen — es mußte vor jedem Windstoß gehütet werden.

Herbert zeigte voll stolz seine Sammlung, sein kostbares Haus; aber froh und zufrieden war er nicht. Sein fröhliches Wesen schien sich hier nicht zu entfalten. Ihn umgab Reichtum und Glanz, aber es fehlte die Wärme. In den Stunden, die ihm seine Arbeit Zeit ließ, mochte er, der Warmherzige, sie schmerzlich entbehren.

„Nun mußt du auch die Meinen kennen lernen, komm bald einmal zu mir,“ bat Kurt, als er Abschied nahm.

Nachdenklich fuhr er am Sonntag abend heim. Würde er jetzt noch tauschen? Mochte er diese äußeren Dinge eintauschen gegen die kühle Gleichgültigkeit, die das Herz kalt ließ, gegen die reservierte Art der Gatten, gegen die Sorge um das einzige Kind?

Befreit von dem Zwange unfröher Gedanken atmete er auf. Das Leben war doch gerechter, als er dachte. Keuferer Glanz machte innere Armut nicht weh. Hatte er nicht ein bescheidenes, aber besseres Los gezogen?

Und er freute sich auf Marias herzliche Stimme, auf das gesunde Lachen seiner Kinder, auf das Fleckchen Erde, das ihnen gehörte, auf die Harmonie, die ihn umgab.

In kleinerem Format Von Ferdinand Silbereisen

Der unsterbliche Denker und Dichter Gellert wohnte eine Zeitlang einmal bei einer Hausfrau von sehr heftiger Gemütsart. Es kam oft zwischen beiden zu stürmischen Szenen.

Der Dichter verlor aber nie die ruhige Fassung und setzte ihrem aufbrausenden Zorn oft witzige Scherzworte entgegen.

Diese taubenartige Sanftmut wirkte aber meist auf das temperamentvolle Frauenzimmer wie Del auf's Feuer, und einmal wurde die Wirtin durch ein solches gallenloses Scherzwort immer mehr in lochende Wut

versetzt, daß sie sich soweit vergaß und geifernd nach mehreren Büchern des ihr zunächst stehenden Bücherschranks griff, welche sie ihm stracks an den Kopf warf.

Gellert verlor auch in dieser Hitze des Gefechtes seine gute Laune nicht, und da die Zornenbrante nur nach den größten und dicksten Schmätern griff, meinte Gellert mit gelassenem Humor: „Oh Sie mein liebes Herzläsferchen, könnten Sie mir nicht Ihre süßen Liebesfungen in etwas kleinerem Format zukommen lassen?“

Waisenhaus Von E. Gersen

Viel erlebt er, mein Freund in dem weißen Kittel, der Arzt ist in einem Waisenhaus. Jeder seiner Patienten, die auch seine Schützlinge sind, hat eine Geschichte. Jedes der Kindergesichter ist Fassade, hinter der eine Tragödie steht, eine Tragödie, die sich sichtbar oder unsichtbar einmal abgepielt hat, ehe das Kind noch auf der Welt war, oder während es geboren wurde, oder als die ersten Atemzüge seine Brust hoben, oder als es die ersten Worte zu fallen vermochte. Aber das mit den Tragödien ist wohl lange her. Denn in dem großen Haus mit den weißen Türen und den hohen Fenstern und den marmornen Becken ist alles so licht, und die Schwestern sehen so gut aus, weiß wie Engel, daß man meinen müßte: hier kann es doch kein Unglück und kein Weinen und keine Bitterkeit mehr geben. Der Besucher, dem mit belehrenden Worten die Organisation des Hauses erläutert wird, der im Vorbeigehen das Walten der fürsorglichen Hände sieht, dem das Leuchten von hundert Kindergesichtern selbst eine Helligkeit aufs Gesicht zaubert, denkt wenigstens so.

Doch auch hier — trägt der Schein. Man muß nur meinen Freund erzählen hören von kleinen Begebnissen, die täglich sich ereignen, nicht beachtet von dem vorübergehenden Besucher. Und sie sind dennoch der Anlaß zur Umdüsterung oft eines ganzen Menschenlebens. Sind gewissermaßen Expositionen von Dramen, die sich irgendwann einmal abrollen, sind der Beginn eines Daseins von ungeahntem Schmerz und untragbarem Leid.

Wieder erzählte er jüngst von so einer Tragödie, mein Freund. Da wurde eines Tages ein Kind eingeliefert, ein Mädchen mit dunklen, tiefstehenden Augen, und einem blonden Gelock über einer sinnenden Stirne. Das Kind war 1½ Jahre alt. Die Mutter war bei der Geburt gestorben, der Vater hatte aus materieller Not und aus der Grausamkeit des plötzlichen Alleinseins nach junger Ehe seinem Leben ein Ende gemacht. So war das Mädchen in das Waisenhaus gekommen. Lag die ersten Tage still in seinem hochgatterigen Bettchen, sah mit einer müden Erstauntheit all das Weiße und Lichte um sich herum, die vielen Schwestern, die Ärzte, alle in weißen Kitteln. Eine Teilnahmslosigkeit legte sich über das Kind, die meinen Freund, den Arzt, aufs schwerste beunruhigte. Er drang darauf, daß die Oberschwester sich intensiver mit dem Kinde beschäftigte, daß man es ja mit Gummipferdchen und Klappern versorgte, daß man es viel im Garten herumsuhr, wo der Sonne Strahlen zittrig durch das Geäst der Bäume fielen. Das Kind aber blieb weiter wie unter dem Schatten einer schweren Hand.

Von der städtischen Aufsichtsbehörde des Waisenhauses kam regelmäßig einmal in der Woche ein junger Arzt, um das Haus zu „visitieren“, wie das Städtische Gesundheitsamt es nannte. Dieser junge Arzt ging immer etwas hastig durch die Räume, als dränge es ihn, seine Pflicht so schnell wie möglich zu absolvieren. In Wahrheit war es wohl mehr eine Scheu vor den Ärzten des Waisenhauses, denen gegenüber er sich wie ein

Gestalt gewordenes Mißtrauensbotum vorkam. Es war am fünften Tag nach der Einlieferung jenes Mädchens, als der junge Arzt vom Städtischen Gesundheitsamt dem Waisenhaus wieder seinen Besuch abstattete. Er wollte eben, hastig wie immer, durch das Zimmer gehen, in dem das Mädchen teilnahmslos lag, da hörte er hinter sich das Jubeln einer hohen Kinderstimme: „Papa! Papa!“ Klang es hell durch den Raum. Er und mein Freund blieben verwundert stehen und drehten sich um. Da stand in seinem weißen Kittelchen ein Mädchen aufrecht im Bett, hielt sich mit einer Hand am Gatter fest und strickte das andere Aermchen weit von sich. Und die dunklen Augen leuchteten in selbigem Erkennen. Es war das Mädchen, das vor fünf Tagen eingeliefert war.

Die beiden Ärzte sahen sich verblüfft an. „Auf den Irrtum eingehen“, raunte mein Freund seinem jungen Begleiter zu; und der, froh, endlich seinem Kollegen einmal einen Gefallen tun zu können, ging mit weit geöffneten Armen auf das Mädchen zu, hob es aus seinem Bettchen heraus und ließ sich, zwar noch junggelesenhaft unbeholfen, von den kleinen Händchen kitzeln.

Seitdem bekamen die Visiten des jungen Arztes einen inneren Sinn: In einem Kinderzimmer war es jedesmal ein Fremden- tag, wenn der Papa kam und sich zehn Minuten oder auch länger mit dem kleinen blonden Mädchen abgab. Die Erklärung für dieses Verhalten des Kindes war höchst einfach. Der erste Mensch, den es inmitten der weißen Schwestern und Männer wieder im dunklen Anzug gesehen hatte, in ebensolcher Werktagskleidung, wie sein Vater sie getragen, der war eben „Papa“; und seit der Papa wieder im Leben des Kindes war, war alle Teilnahmslosigkeit wie fortgeweht. Und es schien, als wäre sein Leben nur noch ein Warten von Mittwoch zum Mittwoch — das waren die Tage, an denen der junge Arzt kam —, und dieses Warten ließ auch in der

Zwischenzeit die Aermchen quirlend sich bewegen, ließ die Stimme überschnappen und jauchzen, ließ die dunklen Augen fröhlich zu den Schwestern mit weißen, großen Hauben lächeln, ließ das Kind einen glücklichen Menschen sein.

Mein Freund war einer großen Sorge ent- hoben und sah den kleinen Patienten schon der sicheren Heilung von der schweren Gemütsdepression entgegengehen.

Da — nach einem halben Jahre — wurde der junge Arzt in eine andere Stadt gerufen. Nach dem letzten Mittwoch seines Besuches vergingen Tage, Tage, Tage — und Papa kam nicht wieder. Mein Freund sah das Unheil kommen. Er brachte einen anderen Bekannten mit ins Heim, der auch jung war und groß wie der Arzt vom Gesundheitsamt. Aber das Mädchen wollte von diesem Fremden nichts wissen — jetzt war das Erinnerungsbild, war die Vorstellung von seinem „Papa“ schon zu fest in dem kleinen Gehirn eingegraben, als daß es von Menschenhand korrigiert hätte werden können, als daß der gutgemeinte Tausch von dem Kind nicht bemerkt worden wäre. Der Heilungsprozeß war jäh unterbrochen; die Reaktion, der Rückfall, war schlimmer als das erste Auftreten der Gemütsdepression. Ein ernstes Gesicht lag wieder teilnahmslos im Bettchen. Die Hände waren müde geworden und der Mund still. Selbst die Mahlzeiten wurden von dem Mädchen verschmäht.

„Wir müssen es gewaltsam füttern“, sagte dieser Tage mein Freund zu mir, „aber was nützt es! Es gibt die Speisen doch wieder von sich. Trostlos ist es, diesen Auflösungsprozeß des kleinen Körpers, der vom Gemüt diktiert wird, mit ansehen zu müssen und nicht helfen zu können. Mit dem Weggang meines Kollegen ist ihm erst der Vater gestorben, mehr als damals, wo er sich selbst entleibt hat.“

Müde strich er sich über die Stirn, wobei ihm kaum merklich die Finger zitterten.

„Ich habe meine Behörde gebeten, mir jetzt meine vier Wochen Urlaub zu gewähren. Ich kann das Ende der Tragödie nicht miterleben. Ich kann einfach nicht . . .“



„Geben Sie Patiere?“ „Wo ist er denn, Herr Badmestter, bei die schlechte Körjel — Ist will doch nicht mein Vermögen verlieren!“



Stromerhumor
Nach Originalzeichnungen von E. Gersen

„Entschuldigun Sie, Fräulein, hat der Herr Doktor nicht ein paar abgelegte Sojen für mich?“ „Der Herr Doktor bin ich!“



Das Leben im Wort

Nr. 45



Unterhaltungsbeilage



1932

ROMAN VON L. SANDEN *Am Scheidewege*

Säufte Fortsetzung

„So,“ sagte Frau Peuter und sah von ihrem tiefen Korbesseln mit den blauweiß gestreiften Kisseln behaglich zu, wie es ihrem jungen Gaste schmeckte, „nun langen Sie mal ordentlich zu, Kindchen. Haben Sie schon von der Hagebuttenmarmelade probiert? Geheimrezept von mir, wird nur für besonders liebe Gäste herausgeholt.“ Margot legte ihren Eierlöffel hin und sah Frau Peuter mit dankbaren Augen an: „Sie sind so gut, so unendlich gut zu mir,“ sagte sie leise, „ich weiß gar nicht womit ich das verdient habe —“

Da unterbrach sie sich, heiße Röte stieg ihr in die Wangen, denn Horst Wallner kam mit schnellen Schritten durch den Garten. Ein fröhliches Lächeln lag auf seinem energischen Gesicht, als er das junge Mädchen neben Frau Peuter erblickte, die sich beim Anblick Wallners erhob.

„Guten Morgen, Fräulein Margot,“ er schüttelte der Verlegenen kräftig die Hand, „guten Morgen, meine liebe Mutter Peuter, haben Sie noch eine Tasse Kaffee für mich? Ich habe einen tüchtigen Galopp hinter mir,“ er sah auf seine etwas bestaubten Reitstiefel herab, „da hat es Durst gegeben. Nun will ich schnell noch einen kleinen Imbiß nehmen, ehe es an die Arbeit in die Fabrik geht. Aber warum laufen Sie denn davon, Mutter Peuter? Ich bin doch kein Schreckgespenst, daß man mich fliehen muß. Oder finden Sie das, Fräulein Margot?“

Margot vermochte nicht zu antworten. Das Zusammensein mit Horst Wallner versetzte sie in eine tiefe Verlegenheit und eigentümliche Unruhe. Sie vermochte dem lachenden Blick seiner klaren, klugen Augen nicht zu begegnen.

Aber Frau Peuter sagte mit einem spitzbübischen Lächeln, das ihr gutes Gesicht plötzlich ganz jung und übermütig erscheinen ließ:

„Gestern abend sind Sie davongelaufen, Herr Wallner, weil ich einen Plausch mit unserm lieben Gaste machen sollte. Jetzt tue ich das gleiche — denn ich meine, daß man mit dem kleinen Fräulein einmal seine Zukunft bereden sollte — und dazu scheinen Sie mir mehr geeignet als ich.“ Damit nickte sie Wallner zu und verschwand.

„Aber nehmen Sie doch Platz, Fräulein Margot,“ bat Horst, als Margot immer noch tief errötend stehen blieb, „Sie werden mir doch nicht die Ruhe aus dem Hause tragen. Würden Sie so lieb sein und mir Kaffee einschenken?“

Er sah, er mußte Margot von ihrer Verlegenheit befreien. Und das geschah am besten, wenn er sie um eine kleine Handreichung bat. Mit Wohlgefallen sah er zu, wie geschickt und lautlos Margot ihn bediente, wie sie ihm nach einer leisen Frage ein Brötchen zurecht machte, es zierlich belegte und ihm reichte. Er sah auf ihre schmalen, gutgeformten Hände mit den länglichen, sanft glänzenden Nägeln. Wie anmutig die Bewegungen der langen, schmalen Finger waren, wie reizvoll die Neigung des schmalen Kopfes, der sich nun aufmerksam über die Kaffeefanne neigte, um ihm nochmals die Tasse zu füllen. Das war ein Frühstück, wie er es lange nicht erlebt. Und bald gelang es auch seiner Gewandtheit, die Scheit von Margot zu nehmen. Er erzählte von sich selbst, sprach von seiner Fabrik, von seinen Liebhabereien, dem Garten, der Rosenzucht — und von seinem

Reitpferd Cassio, auf das der schöne Niredaleterrier, der neben ihm lag, immer eifersüchtig wäre. Und als ob Senta, der Hund, verstände, daß man von ihm sprach, richtete er sich auf und legte schmeichelnd seinen schönen Kopf auf das Knie seines Herrn. Dann ging er langsam und bedächtig um den Tisch herum, um sich zu den Füßen Margots niederzulegen.

Margot beugte sich und streichelte das schöne Tier, das ein wohlgefälliges leises Blaffen ausstieß und lebhaft mit dem Schwanz wedelte.

Es war ein anmutiges Bild, das sich den entzückten Augen bot: Die schlanke Gestalt in dem lichten, einfachen Kleidchen mit dem weißen kindlichen Krägeln, das lichte Haar, auf dem die Sonne spielte — das liebe und feine Oval des Gesichtes — es war eine Frühstücksstunde, wie er sie noch nie gehabt. Und ganz leise und sehnüchlich tauchte der Gedanke in ihm auf, daß es endlich Zeit wäre, Schluss zu machen mit der Junggeselleneinsamkeit.

„Ellen,“ ging es ihm durch den Sinn. Aber eigentümlich, er vermochte sich Ellen auf einmal nicht hierher zu denken. Irigend etwas wollte da nicht zusammenklappen.

Ob es vielleicht schöner und beglückender war, mit einem Menschen durch Liebe verbunden durchs Leben zu gehen? Besonders, wenn dieser Mensch so reizvoll wäre wie diese Margot Körner?

Aber er schalt sich ob dieser verwirrten Gedanken. Was fiel ihm denn ein, hier zu träumen wie ein Knabe? Er kannte ja diese Margot kaum — und die Situation, aus der er sie befreit hatte, war alles anders als dazu angetan, Liebesgedanken nachzuhängen. Dies junge Menschenherz rang ja noch mit einer schweren, schweren Erfahrung; wenn er ihr Vertrauen nicht im ersten Aufseimen erschöpfen als ein hilfsbereiter angefangen so vieler Goldselbes des Blutes im Zaume zu nicht er selbst sein müssen, nicht bald wieder in die Ge eiserne Energie. Nachdem und sich eine Zigarette an sie rauchte nicht, was ihn d

„Und nun,“ mein kle über Ihre Zukunft reden — Herrn Fritz, von dem ich gleichgültig werden wird,

Mit vertrauensvollem „Ich muß nur Zeit haben als ich beim Erwachen ein tun durfte, ich weiß nicht, einmal hatte ich das Empfi zu schön, um es fortzuwerf

„Das ist ein gutes W ich gewünscht und gehofft, besonnenheit bewahrte.“

„Und wem verdanke ich kam?“ fragte sie leise, „doch Sie und Ihre Güte, und habe ich wieder an die Ma

